

36. Jhg. JANUAR 2026 Nr. 1 (446)

MASURISCHE STORCHENPOST

**Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego**



Foto: Ewa Dulna



**Günter Donder, Schriftsteller und Maler (1929 - 2025)/ Günter Donder pisarz i malarz.
Foto: Archiv von Reinhaard Donder S.5,39,40**

INHALT/W TYM NUMERZE

- 4/36 Renate Marsch-Potocka verstorben ist.
Zmarła Renate Marsch-Potocka wieloletnia
koresponentka DPA w Polsce
- 5/39 Günter Donder gestorben ist.
- 40 Günter Donder (1929 -2025) pisarz, malarz
„Krótkie opowiadania, które napisało życie“
„Wszystko ma swój czas”
- 16 Stefan Pioskownik Gedichte
- 17/49 Dorota Masłowskas neustes Buch „Magiczna rana“
von Arkadiusz Łuba/ Wywiad z Dorotą Masłowską
- 20 Übersetzer Olaf Kühl über das neue Buch Dorota
Masłowska „Im Paradies“ – von Arkadiusz Łuba
- 2745 „Um eines Pfades willen verlass den Hauptweg nicht“
von Grzegorz Supady/
„Dla ścieżki nie opuszczaj gościńca”
von Grzegorz Supady
- 32 Reinhard Donder: – Dawid Salomon Magnus
- 58 Impressum/stopka redakcyjna

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

**Mit tiefer Trauer und großem Bedauern
teilen wir Ihnen mit, dass
Renate Marsch-Potocka
am 21. Januar 2026 verstorben ist.**

Sie war eine deutsche Journalistin und ehemalige [dpa](#)-Korrespondentin. Sie setzte sich während ihrer Tätigkeit in [Polen](#) von 1965 bis 1970 und ab 1974 für die deutsch-polnische Verständigung ein. Zu den wichtigsten Themen, über die sie als Korrespondentin berichtete, zählten die Wahl des aus Polen stammenden Papstes Johannes Paul II. im Jahr 1978, die Gründung der Gewerkschaft Solidarność und die Verhängung des Kriegsrechtes in Polen 1981. Sie trug mit ihrer kenntnisreichen Berichterstattung, vor allem auch über die Hintergründe der Danziger Ereignisse 1980, dazu bei, dass die Deutsche Presse-Agentur (dpa) in Qualität und Schnelligkeit der Berichterstattung aus Polen von den übrigen Weltnachrichtenagenturen nicht zu schlagen war. Sie erhielt Auszeichnungen für ihre Arbeit:

1990: „[Theodor-Wolff-Preis](#)“ für ihren dpa-Beitrag: „Polen vor einer Gratwanderung mit vielen Unbekannten“, der als dpa Meldung in drei Teilen zur polnischen Wende erschien.

2012: „Offizierskreuz des [Ordens der Wiedergeburt Polens](#)“

2014: „Feder der Freiheit“ der [Polnischen Presseagentur](#) (PAP).

2019: „Fürstbischof Ignacy-Krasicki-Ehrenmedaille“
für ihre Verdienste für die Entwicklung der Region Masuren und Ermland.

**Die Trauerfeier findet am Samstag, dem 7. März 2026, in der
Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Sorquitten/Sorkwity
statt, und die Beerdigung auf dem Friedhof in Galkowen/
Galkowo.**

Mit tiefer Trauer und großem Bedauern teilen wir Ihnen mit, dass am 19.12.2025 Günter Donder gestorben ist. Er war Mitarbeiter unserer „Masurische Storchentpost“

Günter Donder

Geboren am 9.8.1929 in Sdeden
ab 1938 Stettenbach Kreis Lyck

Am 19. Dezember 2025 verstarb Günter Donder – ein Mensch, dessen Wirken weit über seine ostpreußische Heimat hin ausstrahlte.

Mit ihm verliert die Kreisgemeinschaft Lyck eine prägende Persönlichkeit, einen engagierten Vertreter seiner Heimatorte und einen unermüdlichen Bewahrer masurischer Kultur.

Günter Donder war über viele Jahre Mitglied der Kreisgemeinschaft Lyck und diente als Bezirksvertreter von Baitenberg sowie als Ortsvertreter von Stettenbach. Mit großer Verlässlichkeit, Herz und Verantwortungsbewusstsein setzte er sich für die Belange der Gemeinschaft ein und hielt die Erinnerung an die Geschichte und Kultur des Kreises Lyck lebendig.

Sein Engagement wurde mehrfach gewürdigt. Besonders hervorzuheben ist die Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens der Ostpreußischen Landsmannschaft im Jahr 2015, eine Auszeichnung, die seine jahrzehntelange Arbeit, seine Treue zur Heimat und seinen Einsatz für die Bewahrung ostpreußischer Identität würdigte.

Doch Günter Donder war weit mehr als ein Funktionsträger. Er war ein musikalischer Mensch, ein Künstler im **besten Sinne und ein**

schöpferischer Geist. Mit feinem Gespür für Sprache, Kultur und Alltagsleben widmete er sich der masurischen Mundart und veröffentlichte das „Kleine masurische Wörterbuch: mit Ausdrücken und Redewendungen des Alltags in den Dörfern des Kreises Lyck in Ostpreußen“. Dieses Werk ist nicht nur ein sprachliches Nachschlagewerk, sondern ein liebevoller Beitrag zur Bewahrung einer Kultur, die ohne Menschen wie ihn längst verloren wäre. (Das Wörterbuch wurde in Deutschland erstellt und veröffentlicht, aber das Ganze ist in drei Sprachen übersetzt: Deutsch, Polnisch und im masurischen Dialekt. Neben dem Wörterbuch selbst enthält die Veröffentlichung auch mehrere Geschichten im masurischen Dialekt und äußerst wichtige Anmerkungen zur Aussprache)

Seine Schriften, seine künstlerischen Arbeiten und seine musikalische Leidenschaft zeugen von einem Menschen, der seine Wurzeln kannte, sie pflegte und sie mit anderen teilte.

Günter Donder hinterlässt Spuren – in Büchern, in Erinnerungen und in den Herzen derjenigen, die ihn kannten und schätzten.

Wir nehmen Abschied von einem Heimatfreund, einem Kulturträger und einem warmherzigen Menschen. Sein Einsatz, seine Kreativität und seine Verbundenheit zur ostpreußischen Heimat werden unvergessen bleiben.

Reinhard Donder

15.1.2026

Eine kurze Rückblende von Günter Donder

Meine Wiege stand im ostpreußischen Masurenland und die hatte mein Großvater für seine 13 Kinder mit künstlerischem Anspruch entworfen und auch selbst getischlert.

Er war vielseitig begabt, hatte aber nie den Anspruch auf Genauigkeit gehabt. Bei der Wiege ließ sich das nicht mehr nachweisen, weil nicht nur der Zahn der Zeit an ihr nagte, aber auch viele Kinder daran ihre Kräfte gemessen hatten. Und so landete ich als sein 14. Nachkomme in dieses Kunstwerk.

Als ich größer wurde und sich bei mir schon das bewusste Denken und Verstehen entwickelte, merkte ich, dass mein Vater zum Ortsvorsteher des etwa 130-Seelen-Dorfes gewählt worden war, weil zu allen Tages- ja manchmal sogar Nachtzeiten fremde Menschen bei uns ein- und ausgingen.

Irgendwann begann ich mich, vielleicht ungewöhnlich für ein Kind, für diese in meinen Augen fast immer alt aussehenden Menschen zu interessieren, besonders, wenn sie in ihrer schwerfälligen masurischen Mundart Vater ihre Anliegen erzählten.

Fast alle Männer zierte ein Schnurrbart. Diese Haarbüschel unter ihren Nasen waren so verschieden zurechtgestutzt, dass ich die Männer daran erkannte. Die schönsten Stunden erlebte ich an Winterabenden, wenn mehrere dieser Schnurrbärte zusammenkamen und jeder auf seine besondere Weise echte oder vielleicht auch erfundene Abenteuer zum Besten gab. Irgendwann bemerkte ich, wie man auf eine sehr einfache und doch eindringliche Art etwas erzählen kann. Als ich größer wurde und mir das Aufschreiben von etwas Gesehenem oder Gehörtem nicht allzu schwer fiel, versucht ich kleine Ge-

schichten zu verfassen. Leider hat mir der Krieg nichts davon zurückgelassen. Das Erinnerungsvermögen aber konnte er mir nicht nehmen und daher schrieb ich als Mensch, der den Lebenszenit schon lange überschritten hat, die Begebenheiten auf, die noch versteckt in den Winkeln des Gedächtnisses liegen blieben. Ich wünsche dem Leser die Freude, wie ich sie beim Aufschreiben dieser kleinen Episoden haben durfte.

Günter Donder

Aus : „Kurze Geschichten, die das Leben schrieb

Alles hat seine Zeit

In Köln schneite es. Dass wir in unserer Stadt Schnee bekommen, ist vielleicht nicht ungewöhnlich. Wenn er einen Tag liegen bleibt, gibt es auf den Straßen leider nur Verkehrsschwierigkeiten und weniger von dem, das Kinderherzen erfreut. Am Morgen darauf ist in den meisten Fällen keine Spur mehr vom Schnee — bis auf die stillen Ecken, in denen er sich möglicherweise versteckt hat. In all den Zeiten, die ich mit meiner Familie in Köln lebe, wissen wir, dass Schnee über einen etwas längeren Zeitraum vorwiegend nur rund um Köln, im Bergischen zum Beispiel, gibt. Diesmal blieb er tatsächlich auch in, Köln liegen. Kaum zu glauben, weil sich aber Frost dazugesellte, durften sich die Kinder zwei Wochen lang einer Freude hingeben, die ihnen bislang so gut wie verwehrt geblieben war.

Unsere Enkelinnen aus den Stadtteilen, wo es keine „Berge“ zum Rodeln gibt, waren dann zu uns an den Stadtrand gekommen, um wenigstens von den etwas höheren Hügeln auf dicken Plastiktüten hinunterzurutschen. Schlitten waren ihnen für diese sehr kurzen Ab-

fahrten viel zu unpassend gewesen, denn auf Schlitten dauerten sie nur Sekunden. Auf so einer Folie, wo mehrere Kinder Platz fanden und man beim Herunterrutschen meistens ins Strudeln kam, gab es viel Gekreische, besonders, wenn die Abfahrt plötzlich unbeabsichtigt rückwärtsging. Eine Folie lässt sich nämlich nur schwerlich lenken. Ich wusste bislang nicht, dass ein dicker Plastiksack für derlei Vergnügen ausreichen kann.

Ich ging mit den Kindern oft an diesen Hang, sah eine Weile ihrem fröhlichen Treiben zu und bemerkte auch nebenbei die Schönheit des schnell schwindenden Tages mit seinem winterlichen Sonnenuntergang. Als Maler faszinierte mich solche Übergänge ganz besonders. Einmal nahm ich den Skizzenblock mit und zeichnete einen davon. Ich zeichne draußen gern, und tat es in länger zurückliegenden Jahren sogar ziemlich oft. Manchmal entstand später nach so einer flüchtigen Skizze ein größeres Bild in Öl oder einer anderen Technik.

Als ich auf der Anhöhe bei den herumtollenden Kindern mit dem Block in der Hand gestanden hatte, war ich sicher, dass nach diesen Strichen, die ich auf das Blatt warf, ganz bestimmt etwas mehr werden würde als nur eine simple Zeichnung.

Ein Sonnenuntergangsbild lebt grundsätzlich vom Kolorit, daher musste ich mit dem Malen beginnen, solange ich mich an die Färbung des Himmels und der Wolken erinnern konnte. Es war auch nicht nur der Sonnenuntergang selbst, der mich faszinierte. Ein Schrebergarten lag vor dem rötlichen Himmel. Seine Häuschen mit Schnee auf den Dächern, die, eingebettet im Dunkel der vielen Bäu-

me zu leuchten schienen, und dazu die Hochhäuser am weiten Horizont ergänzten auf eine besondere Weise den Zauber dieses nur kurze Zeit andauernden Zustandes.

Zu Hause holte ich Pastellstifte hervor und versuchte aus dem Gedächtnis die gesehene Situation, wenigstens im Groben, farblich zu komponieren. Zum Malen eines Bildes war schon kein ausreichendes Tageslicht vorhanden. Ich begann mit der Arbeit aber gleich am nächsten Tag und malte „in einem Stück“ länger, als ich es üblicherweise tat. Ich verspürte große Freude an dem Bild, weil es gut zu werden versprach. Die Zeit eines Tages langte aber nicht aus, um dieses Bild fertig zu stellen und ich verbesserte und übermalte manche Partien immer wieder in den folgenden Tagen, bis es meiner Meinung der einmaligen Situation annähernd entsprach. Unter Malern gibt es eine Mahnung: Ein Kunstwerk wird nie fertig, man muss nur mit der Arbeit an der richtigen Stelle aufhören, weil es danach nur noch schlechter werden kann. Ich erinnerte mich dieser sehr weisen Richtlinie, legte die Pinsel weg und hing es – vielleicht sogar zur richtigen Zeit – an die Wand.

Wenn ein Landschaftsbild von mir fertig gemalt worden ist, gehe ich gern, wenn die Möglichkeit besteht, an die Stelle des Motivs und sehe mir an, was ich aus dem gemacht habe, was tatsächlich vorhanden war, denn nie kann ein Maler das wiedergeben, was die Natur zeigt. Er malt nur den Eindruck davon, wobei die eigene Phantasie immer ein wenig mitmischt. Diesmal sollte ich eine Enttäuschung erleben, nicht weil ich zu viel des Gesehenen verändert hatte, nein, die Situation entsprach völlig dem Charakter des Schrebergartens und auch seines Umfeldes. Der Schnee aber war inzwischen fast weggetaut, der Himmel regenschwer verhangen und düster. Es gab

weder ein Rot noch das leuchtende Orange in den Wolken, alles war grau in grau und machte einen tristen Eindruck ...

Natürlich wusste ich auf meinem Gang zu dieser Stelle, dass die Leuchtkraft des ursprünglichen Abends allein durch das Malen nur in meinem Inneren erhalten geblieben war.

„Alles hat seine Zeit“, war mein erster Gedanke auf dieser Anhöhe, wo vor kurzem unsere Enkelinnen ihren Spaß hatten. Diesen Sonnenuntergang kann es nach unserem Ermessen nie wieder geben. Es gab ihn nur ein einziges Mal – wenige Minuten lang, an einem Abend im Dezember dieses einen Jahres. Ich bin ein betagter Senior geworden und kann kaum traurig darüber sein, dass etwas Dagewesenes unwiderrufflich weggeglitten ist. Als Kind weinte ich manchmal dem gerade verblühten wilden Flieder mit seinem berauschenden Duft nach.

Alles hat seine Zeit, der Sonnenuntergang wie auch die Blüte ...

Der Weihnachts-Storch

Es gab einmal einen sehr „langen“ Herbst bei uns im Masurenland. Eine große Ausnahme. Ich war klein, ging noch nicht zur Schule. Unsere Kühe durften noch weit in den November hinein draußen grasen. Weil wir außerhalb des Dorfes wohnten, liefen sie nicht nur auf unseren Wiesen umher. Sie gingen auch auf die nachbarlichen Wiesen. Niemand hatte was dagegen. Mein Opa Adam hackte um diese Zeit meistens hinter dem Kuhstall Reisig, band ihn mit Strohbindern zu Bündeln und stapelte sie an der Wand hoch bis unter die Dachtraufe. Reisig war ein im Winter bewährtes und sehr billiges Heizmaterial. Bei dieser Arbeit wachte Opa immer mit einem Auge

über unseren Kühen, den Kälbern und dem Schaf, auf dass sie nicht die Felder mit der aufgehenden Wintersaat zertraten. Ein Ruf in masureischer Sprache und sie wussten sofort, was Sache war.

Mit einem Mal setzte an diesem Novembertag ein Schneegestöber ein und ich ängstigte mich um unsere Kühe. Opa beruhigte mich bald und meinte, dass dieser Schnee noch nicht liegen bleiben würde, weil die Witterung viel zu warm sei. Er sollte Recht behalten, es hörte bald auf zu schneien und die Kühe konnten noch einige Tage draußen sein. Opa nahm mich manchmal an die Hand, und wir gingen zusammen zu ihnen. Er zeigte mir Frösche, die um diese Jahreszeit träge durch das dichte Gras krochen und sprach auch von anderen Dingen, die ich weniger verstand. Aus allem, was er erzählte, war zu schließen, dass der Weihnachtsmann in diesem Jahr wahrscheinlich mit dem Wagen und nicht mit einem Schlitten kommen würde. Das mit dem Wagen war mir wirklich neu, auch wenn ich den Schlitten des Weihnachtsmannes, mit dem er angeblich in jedem Jahr bei uns vorfuhr, nie zu Gesicht bekommen hatte. Ich hörte immer nur seine Schlittenglocke.

Irgendwie beschäftigte mich eine Zeit lang die Sache mit dem „Weihnachtsmann auf einem Wagen“, denn ich konnte mir Weihnachten ohne Schnee überhaupt nicht vorstellen, hatte es bislang noch nie erlebt. Doch sollten meine Befürchtungen bald gegenstandslos werden.

Ich kann mich nicht mehr gut erinnern, doch glaube ich, dass schon die zweite Adventskerze angesteckt war, als Mutter mich eines Morgens durch das Fenster in eine mit dickem Schnee bedeckte Landschaft gucken ließ. War ich glücklich! Also doch weiße Weihnachten. Ja, der Schnee blieb liegen und Frost kam auf. Weiße Weihnachten,

wie schön! Wo eine Pfütze war, „schlinderte“ ich auf meinen Holzklumpen über das Eis, denn für Schlittschuhe war ich noch viel zu klein.

Aber dann sagte Opa eines Tages zur Familie: „Es wird Frühling, denn die Störche sind schon da.“ Das war für mich fast ein Schock, ich freute mich doch so auf Weihnachten. Wenn sich aber der Frühling nähert, kann es doch wohl kein Weihnachtsfest mehr mit Bescherungen geben. Der schöne Tannenbaum mit den vielen Kerzen, alles vorbei?

Bald stellte sich heraus, dass Opa, wie schon oft, einen Scherz gemacht hatte. Ein Scherz war es diesmal jedoch nicht ganz. Es gab den Storch tatsächlich. Heute weiß ich, dass ein etwas zurückgebliebener Zögling einer Storchenfamilie im August durchaus nicht kräftig genug sein kann, um die weite Reise nach Afrika mitmachen zu können. Er bleibt dann zurück und versucht sich bis zum Frühjahr durchzufuttern. In unserem kalten Masuren haben diese armen Vögel dann kaum eine Chance zu überleben. Die Winter sind zu frostig und vor allen Dingen zu lang.

So ein Frühlingsbote soll sich also, laut Opa, bei dem tiefen Schnee, der ihm doch alle Futterquellen verschließt; gezeigt haben. Am nächsten Tag kam Opa wieder in die Küche gelaufen und wollte uns den Storch am Himmel zeigen. Ich traute meinen Augen nicht – ein Storch zu Weihnachten! Nun, Weihnachten war es noch nicht, aber als Kind hat man keine genaue Zeitrechnung.

Opa murmelte etwas und machte ein bedenkliches Gesicht, was ich nicht verstehen konnte, denn über die Ankunft eines Storches freuten sich doch alle. Er gehörte immer zu den Ersten, die das Winteren-

de in unserem Dorf ankündeten. Bald stellte sich heraus, dass Opas Bedenken einen Grund hatte. Der arme Vogel zeigte sich über unserem Haus mit immer schwächer werdendem Flügelschlag, was ich nur aus den Bemerkungen der Erwachsenen heraushörte, doch selbst nicht beurteilen konnte.

Dann war es so weit. Ich sehe wie heute, die dicke, in klarer frostiger Wintersonne glänzende Schneedecke um unser Haus und einen rücklings darauf liegenden Storch. Trotz seiner Mattigkeit stach er mit dem Schnabel nach Opa, als er ihn in eine andere Stellung zu bringen versuchte. Seine Bewegungen waren aber so schwach, dass der scharfe Schnabel keinen Schaden anrichten konnte.

Es war kein Problem, den Vogel unter den Arm zu klemmen, wie Mutter es mit den Hühnern machte, um ihn in die Küche zu tragen. Ein Storch in unserer Küche! Ich konnte es gar nicht glauben. So ein Vogel, den man nur von ganz weit beim Fliegen ansehen konnte, war nun so nahe, dass ich ihn hätte streicheln können, wenn da nicht der lange spitze Schnabel wäre. Der Storch musste am Ende seiner Kräfte gewesen sein. Ich hörte wie Opa sagte, dass man ihn, zu den Hühnern in den Stall stecken sollte. Daraus war zu entnehmen, dass es nicht das erste Mal passierte, einem Vogel auf unserem Hof Winterquartier zu gewähren.

Leider entzieht sich meinem Gedächtnis, wie sich das Leben dieses Storches in unserem Hühnerstall gestaltete. Aus Erzählungen weiß ich, dass Störche, wenn sie schon mit Hühnern einen Stall teilen mussten, recht streitlustig wurden und sich nichts gefallen ließen.

Dieser Storch war zu meinem neuen Freund geworden, auch wenn mich sein spitzer Schnabel schreckte. Ich sah oft nach ihm. Irgendwann aber, als es wärmer wurde und ich ihn nicht mehr bei unseren Hühnern herumspazieren sah, erfuhr ich, dass er leider davongeflo-

gen sei. Man tröstete mich mit Versprechungen, dass er sich bestimmt später auf unserem Dach zeigen würde. Vor allem aber, sagte man mir, dass ich mich erst einmal über das winzige Mädchen, eine neue Schwester, freuen sollte, das er zum Abschied unserer Mutter noch schnell ins Bett gelegt hatte.

Also stimmte, was ich sonst nicht ganz glauben wollte, dass Kinder sogar im Winter von Störchen gebracht wurden. Von Aufgeklärten wusste ich, dass es um die kalte Jahreszeit nur Raben oder Krähen besorgten, weil Störche dafür erst ab dem Frühling zuständig seien.

Der Autor über sich selbst:

Die hier aufgeschriebenen Geschichten erlebte ich persönlich in meiner Kindheit oder in den Jugendjahren. Manche wurden mir aus dem Umfeld meiner Freunde und Bekannten erzählt. Einen Großteil davon verschickte ich, verbunden mit Festtagsgrüßen und übersetzt in mehrere Sprachen, viele Jahre lang an mir nahestehende Menschen in Europa, den USA und Australien.



Nächtliche Hypnose

Ich hörte eine Spieldose
Unsere Köpfe berührten sich
Das Gefühltre dem Paradiese glich

Diese Melodie spielte in dir
Hätte ich sie notiert auf dem Papier
Verfügte ich jetzt über eine betörende Partitur
Die so perfekt wäre wie deine Figur wie deine Frisur

Der Traum komponierte
Was zwischen uns passierte
Ich danke dafür dir und auch ihm
Meine Liebe was war das für ein Dream

Ich lief dir nach

Als der Morgen brach
Ein Traum wurde unterbrochen
Mein Herz hörte nicht auf zu pochen

Auch bei Tageslicht
Bin ich an dir ganz dicht
Nur so kann ich dich erreichen
Ich bekomme deine Lebenszeichen

Heute aus Rom
Morgen schon Kölner Dom
Einen Globus muß ich mir kaufen
Nur so kann ich deinen Spuren nachlaufen

Stefan Pioskowik
Januar 2026

Dorota Masłowskas neustes Buch *Magiczna rana* feiert seine deutsche Übersetzung als *Im Paradies*

von Arkadiusz Łuba

Sie ist wieder da – Dorota Masłowska. Seit ihrem Debüt mit *Schnee-weiß und Russenrot* von 2002 nimmt die polnische Buchautorin die Gesellschaft unter die Lupe und analysiert sie. Dafür erhielt ihr erster Roman gleich nach der Veröffentlichung zwei wichtigsten literarischen Preise in Polen – den Polityka- und den Nike-Preis. Doch seitdem ist viel passiert.

Schon immer war Masłowska mit ihrer Gesellschaftsanalyse und ihrer Gesellschaftskritik höchstaktuell. Sie hat die Sprache, die Angewohnheiten, die Politik, das Familienleben beschrieben und sezziert. Nicht anders ist es mit ihrem neusten Buch *Magiczna rana*, das gerade in Berlin seine Übersetzung ins Deutsche als *Im Paradies* bei dem Rowohl Verlag feiert. Der Titel und die Thematik, u.a. dass jeder in seiner Blase, auf einer Insel lebt, erinnert an das Gedicht von Konstanty Ildefons Gałczyński *Prośba o wyspy szczęśliwe* (dt. Eine Bitte um selige Insel), dass ich hier in meiner Übersetzung zitiere:

*Bring‘ mich zu den seligen Inseln,
löse mein Haar wie Blumen im sanften Wind, küsse mich,
wiege, lulle mich ein mit einem musikalischen Schlaf,
betäube mich,
und wecke mich im Traum auf den seligen Inseln nicht aus dem Schlaf.*

Doch das Buch *Magiczna rana/Im Paradies* ist das genaue Gegenteil dieses Gedichts. Es führt uns nicht auf selige, sondern auf unglückliche Inseln. Wenn vom Wind die Rede ist, dann ist er eher heftig als sanft. Die Figuren laufen gegen den Wind, statt sich von ihm tragen zu lassen. Auch die Erotik erscheint hier anders: patriarchalisch, unterwürfig, als Sehnsucht nach einer Erfüllung, die unerreichbar bleibt. Und schließlich möchten wir aus diesem Traum aufwachen – denn so sehr es auch magisch wirkt, ist es kein Traum. Es ist die gegenwärtige polnische Realität, die Masłowska uns serviert: „Das ist wahr. Was kann ich mehr dazu sagen?“, fragt Masłowska rhetorisch. Und fügt hinzu: „Ein tolles Gedicht, das in einem Gegensatz zu meinem Buch steht. Ja, sehr treffend“.

Die belletristische Darstellung entspricht bei Masłowska nie eins zu eins der Realität. Damit sie emotional werde, damit sie spannend bleibe und damit sie auch diese kathartische Kraft habe, müsse die Autorin die Realität auf eine gewisse Weise verdichten. Damit dass, was oft schon vorhanden sei, noch deutlicher werde, so die Autorin: „Ich muss das einfach auskochen – all das Helle, Gute, Positive heraus kochen und daraus so eine schwarze Mixtur machen. Eine, die nicht hundertprozentig wahr ist, sondern vielmehr bestimmte beunruhigende Richtungen zeigt, in die sich die Dinge entwickeln.“

Natürlich können – und werden – viele Menschen mir widersprechen. Aber ich glaube, dass dieses Buch sehr sensibel und zugleich pointiert einige beunruhigende Tendenzen unseres sozialen und materiellen Lebens aufgezeigt hat; wie beispielsweise Nihilismus, den Zerfall von Bindungen, Anomie, Gleichgültigkeit, Materialismus – und letztlich so ein Driften ins Nichts“.

Der Schweizer Gottfried Keller veröffentlichte im Jahr 1874 die Novelle *Kleider machen Leute*. Der polnische Titel aus dem Jahr

1923 lautet *Suknia robí człowieka* – was natürlich fatal auf Polnisch klingt. | Doch fatal klingt auch die zeitgenössische polnische Sprache, aufgefangen und verwandelt durch das feine, hochsensible Ohr Masłowskas. Eine vage Paraphrase vom Kellers Buchtitel könnte lauten: Die Sprache macht die Polen. Welche Wahrheit tritt aus den Polen hervor – durch die Sprache, die sie sprechen? „Zu dieser Sprache zwingen sie Serien, Smartphones, soziale Medien. Denn sie sind es, die heute den größten Einfluss auf die polnische Sprache haben“, sagt Masłowska: „Ich denke, dass *Im Paradies* eine solche Sprache in einem tiefgreifenden Degenerationsprozess zeigt – einem Prozess, der darin besteht, dass sich der Benutzer von seiner Sprache entfernt. Ich habe das Gefühl, dass die Menschen sich immer mehr fertiger Bausteine bedienen, von Phrasen, Schlagworten, Parolen, und dass das, was sie sagen, immer seltener aus eigenen Überlegungen oder Einsichten hervorgeht. Und genau diese Sprache habe ich versucht einzufangen, zu skizzieren. Mir scheint, dass das im Moment besonders schmerzlich ist – und dass es sich dabei um eine Art zivilisatorische Niederlage handelt“.

Diese Sprache zu lesen, ist ein Genuss, selbst wenn sie destruktive Tendenzen in der polnischen Gesellschaft wiedergibt. Dennoch – eine gute Lektüre!

Mit einen großen Schritt nach vorn.

Übersetzer Olaf Kühl

über das neue Buch von Dorota Masłowska „Im Paradies“

von Arkadiusz Łuba

Die deutsche Übersetzung des neuen Buches „Magiczna rana“ von Dorota Masłowska feiert gerade seine Premiere auf Deutsch als „Im Paradies“. Erschienen ist es im Rowohlt Verlag.

Arkadiusz Łuba sprach mit dem Übersetzer, Olaf Kühl.

Arkadiusz Łuba: Dorota Masłowska hat es wieder getan, nämlich ein Buch geschrieben, das sich genremäßig schwer definieren lässt, jedenfalls was in Polen behauptet wird. Ihre Sprache ist wieder mal innovativ. Sie haben es ins Deutsche übertragen, wie alle früheren Bücher der Autorin auch. Was hat Sie diesmal sprachlich bei dem Buch gefesselt?

Olaf Kühl: Sprachlich hat mich das gefesselt, was mich an Dorota immer fesselt, aber ich fand dieses Buch ganz besonders faszinierend, weil sie, glaube ich, einen gewaltigen Entwicklungsschritt gemacht hat. Und das hat aber eher mit der inneren Einstellung der Erzählerin zu tun als mit der Sprache. Obwohl die Sprache ein bisschen weggekommen ist von so Sprachspielereien und Überraschungseffekten und einer gewissen Doppelbödigkeit zur klareren Erzählung, fast ein bisschen zum Realismus. Also, ich glaube, das Buch liest sich sehr viel einfacher als zum Beispiel „Die Reiherkönigin“ oder auch als die früheren, als das letzte David Bowie, obwohl das auch schon ein bisschen in diese Richtung war. Ich fand es jedenfalls sehr erfrischend und sehr schön, dass sie noch mal einen großen Schritt nach vorn getan hat, meiner Meinung nach. Weil ich glaube, eine der

großen Gefährdungen von Dorota Masłowska war, dass sie auf einer Stufe bleibt, wo sie sich über ihre eigenen Personen lustig macht; wo sie immer so ein bisschen von einer Position auf den gemeinen Bürger guckt, der Alkohol trinkt, der mit seiner Lebenslage nicht zurechtkommt und alles aus so einer leicht zynischen Perspektive. Und ich glaube, in diesem Buch ist sie zum ersten Mal auf einer Höhe mit ihren Personen und leidet auch mit ihnen mit. Und das merkt man dem Buch durchweg an, dass sie Menschen beschreibt, mit denen sie auch Empathie hat. Das ist vielleicht noch nicht das, was bei Tokarczuk „*czułe opowiadania*“ heißt, um Gottes Willen, aber es ist schon ein Schritt in Weltliteratur.

Eine Einspielung auf den Titel, aber: Könnte man das mit dem magischen Realismus vergleichen?

Ja, ich glaube ja, denn das ist ja natürlich ganz deutlich. Es ist alles sehr realistisch, sind realistische Lebensgeschichten, Ausschnitte aus einzelnen Leben. Aber dann kommt immer wieder dieser Schritt in die Magie: Der Junge, der sich durch die Toilettenröhre spült und dann plötzlich an den englischen, an der Küste landet oder am Ende in der Karibik. Damit muss man einfach leben, mit dieser, das ist eine große Diskrepanz. Aber ich glaube, sie brauchte das einfach. Ich weiß nicht, warum das da ist. Die andere Sache ist diese Riesenfigur, der Fitnesstrainerin, die sich da plötzlich in Godzilla verwandelt. Übrigens Godzilla ist im Polnischen weiblich, und im deutschen Sprachgrad ist Godzilla immer männlich, ist auch ein interessanter Unterschied.

Ein Roman in Teilen, Kurzgeschichten, deren Handlung miteinander verbunden ist, um nochmals die Genredefinitionsprobleme anzuspre-

chen. Das gibt formal die zersplitterte gegenwärtige Realität wieder, der Zerfall des Gesellschaftlichen, was Masłowska beschreibt. Wie nehmen Sie Masłowskas Darstellung dieser zersplitterten gegenwärtigen Realität wahr und wie spiegelt sich das in der Übersetzung oder Übersetzungsarbeit wider?

Also ich staune, welches Spektrum der modernen Gesellschaft Masłowska abgebildet hat. Das sind Filmleute, die unter totalem Stress koksen, Alkohol trinken. Es ist eine einsame Literaturstipendiatin aus einem postsozialistischen Land, die in den Westen kommt. Es ist ein Junge bei einer alleinerziehenden Mutter, der mit dieser Situation nicht zurechtkommt. Also es ist ein unheimlich weites Spektrum und jede dieser Figuren hat ihre eigene Sprache. Masłowska erzählt ja nicht in einem einheitlichen, realistischen Stil durch, sondern sie schlüpft in die Sprache der Personen hinein. Und das ist, glaube ich, die größte Herausforderung für den Übersetzer, dass er spürt, wo ist die Personensprache, wo spricht die Autorin, was ist ironisch gemeint. Und manchmal ist es wirklich ununterscheidbar, denn Masłowska sagt einen Satz, der die Person quasi desavouiert und bloßstellt, aber man weiß nicht genau, kritisiert sie jetzt die Person oder wiederholt, zitiert sie nur. Und diese schildernde Grenzen zwischen Zitat und Realismus ist für mich die größte Herausforderung als Übersetzer und die Schwierigkeit auch.

Dann also wie bewahren Sie in der Übersetzung den sprachlichen Ton für diese unterschiedlichen Charaktere, dass sie auch unterschiedlich bleiben?

Das geht nur nach Intuition. Also ich versetze mich in die Figur hinein, dieser junge Mann in dem Text Malaya, der Macho, der so ein bisschen fast trumphaft angibt und total von sich selbst überzeugt ist, aber eigentlich eine ganz, und das merkt man auch in Erzählungen,

eine ganz schwache Figur ist innerlich, der sich ständig beweisen muss, wie viele Frauen er verführen kann. Und das muss in der Sprache durchkommen. Das geht aber nicht vom Kopf, sondern ich muss mich in die Person hineinversetzen und versuchen, so zu reden, wie jemand reden würde, der so ein Typ ist. Und das gilt für alle anderen Figuren auch.

Sie schaffen es auch immer wieder, wie Masłowska immer wieder Bücher schreibt, Sie schaffen es immer wieder, polnische kulturelle Muster, Klischees oder sprachliche Besonderheiten ins Deutsche zu transportieren. Was muss man dabei alles beachten, damit es so gut gelingt wie Ihnen?

Das kann ich schwer sagen. Ich lebe ja seit 40 Jahren in dieser Doppelwelt polnisch-deutsch. Deswegen kenne ich, glaube ich, beide Welten ziemlich gut. In der letzten Zeit bin ich immer pessimistischer, was die Möglichkeit angeht, etwas Polnisches wirklich ins Deutsche zu übertragen. Ich komme immer mehr zu dem Schluss, dass es nicht möglich ist, dass diese Grenze existiert. Und wer sich mit Polen, mit polnischer Literatur, Kultur beschäftigen will, der muss wirklich in die Sprache dort hineingehen. Das merkt man jedes Mal, wenn man über die Grenze kommt in Frankfurt/Oder oder Stettin. Die Sprachgrenze ist so brutal und linear. Das ist ja kein lahmer, langsamer Übergang. Man kommt über die Grenze und sieht sofort auf der Straße, wenn man geht, die Menschen sprechen anders, sie flirten anders, sie gucken anders. Und das ist für mich unheimlich erstaunlich, dass über die Jahrhunderte diese zwei Kulturen, die so eng aneinander wohnen, sich so wenig beeinflusst haben. Und ich glaube eigentlich, Übersetzen ist unmöglich. Man kann nur, gerade bei Masłowska kann man nur etwas Neues schaffen, quasi das dritte Element, das aus beiden hervorgeht.

Ja, wie Sie sagen, Sie sind ein häufiger Gast in Polen, wohnen dort auch zeitweise, haben dort auch ein Haus. Haben Sie beim Übersetzen Aspekte der polnischen gesellschaftlichen Gegenwart oder menschlichen Psyche in Masłowskas Roman entdeckt, die Sie persönlich besonders berührt oder überrascht haben?

Berührt hat mich in diesem Buch vieles, die Einsamkeit vieler Menschen, also die junge Frau, die aus einem beengenden Elternhaus in den Westen kommt und sich eigentlich unheimlich viel erhofft hat, aber dann an der Anonymität in der westlichen Gesellschaft scheitert und am Ende stirbt. Ich erkenne zum Beispiel in dieser Figur der Frau, die in der Bäckerei arbeitet und in psychologischer Behandlung ist, den Stress des Berufslebens in Polen. Also ich weiß, dass viele Leute zwei oder drei Jobs haben, um sich über Wasser zu halten. Und dieser Turbokapitalismus, der in Polen noch viel stärker ausgeprägt ist als hier in Deutschland, den trifft Masłowska jedes Mal wieder auf den Kopf.

Und wie hat Ihre langjährige Erfahrung als Übersetzer und Osteuropaexperte Ihre Herangehensweise an dieses Buch beeinflusst?

Das kann ich so nicht sagen. Ich weiß nur, dass jedes Mal, wenn ich jedes neue Buch von Masłowska übersetze, für mich eine unheimliche Herausforderung ist. Ich habe einen Heidenrespekt davor. Ich habe ein bisschen Angst, ob ich das schaffe, denn es gibt ja natürlich auch die Generationskluft zwischen uns. Das Einzige, was mich tröstet, ist, dass Dorota Masłowska eigentlich von Anfang an schon eine weise alte Frau war. Sie war kein Jugendeffekt. Damit hat man sie vermarktet als Teenie wunder der polnischen Literatur, aber sie war von Anfang an viel weiterentwickelt. Ich kann auch nie sagen, wie lange ich für ein Buch von Masłowska brauche. Bei anderen Autoren

kann ich das sehr wohl ausrechnen. Ich brauche drei, vier Monate. Bei ihr kann es sein, dass ich ein Jahr an einem Buch arbeite, weil eben die Schwierigkeiten so ungeheuer groß sind. Und – ich habe festgestellt, dass ich für sie viel Zeit aufwende. Weil ich merke, dass sie Substanz hat. Wenn ich merke, dass eine Autorin Tiefe hat und ich kann graben und nachdenken und komme nie auf einen Boden, sondern sie hat wirklich Substanz, dann bringt mir die Arbeit Spaß.

Der Originaltext ist wie eine Partitur, die man unterschiedlich interpretieren kann – in dem Fall als Übersetzer, bei der Musik natürlich als Dirigent. Und am Ende kann es tatsächlich anders klingen in verschiedenen Spielhäusern und mit verschiedenen Orchestern. Nun haben wir jetzt bei der Übersetzung den Olaf Kühl ein bisschen mehr vorne, wie ich hier in dem Ambiente, wo wir sitzen, eben auch gerade sehe, da ist ja ein Porträt von Dorota Masłowska hinter Ihnen und Sie sitzen quasi vor dem Porträt, so wie auch in einer Fremdsprache die Übersetzung eigentlich vor dem Originaltext ist, weil man ja nicht den Originaltext lesen kann. Wie viel Olaf Kühl ist in den Übersetzungen und wie viel Dorota Masłowska?

Also gerade bei Dorota Masłowska, ich finde allgemein, literarische Übersetzer sind jetzt unheimlich gehypt. Es gibt viele Preise, es wird immer darübergeschrieben, wie schöpferisch ihre Arbeit ist. Ich finde das inzwischen schon ein bisschen übertrieben, denn der literarische Übersetzer ist ein Kunsthandwerker. Er schreibt keinen einzigen Satz von sich aus. Deswegen sollte man sich nicht in einen allzu großen Enthusiasmus stürzen, was die eigene Arbeit angeht. Es ist sehr viel Gefühl, Intuition verlangt, Sprachkenntnis, aber es ist nicht vergleichbar mit der schöpferischen Arbeit des Autors. Bei Masłowska war es immer so, dass die Kritiken, das Feuilleton hat

fast überall immer meine Übersetzung erwähnt und einmal hat sich Dorota bei mir beschwert und gesagt „in den deutschen Kritiken ist immer von dir die Rede und ich stehe also ein bisschen rechts ‚prawicowa autorka‘ da und sie hat diese Diskrepanz erkannt“. Für mich ist das sehr angenehm und es ist ja auch so, weil Dorota sich eigentlich nicht 1 zu 1 übersetzen lässt, kommt die Rolle des Übersetzers sehr deutlich hervor, weil er etwas erfinden muss. Und in diesem Buch „Magiczna rana“ ist auch eine Stelle, die total von mir erfunden ist. Die habe ich aber mit ihr abgestimmt. Ich habe sie angerufen, bist du einverstanden? Und sie hat gesagt: „Olaf, ich vertraue deiner schöpferischen Intuition. Du darfst es machen“. Aber ich verrate nicht, welche Stelle das ist.

Dann sind wir aber gespannt. Gute Lektüre!

„Um eines Pfades willen verlass den Hauptweg nicht“.

**Henryk Bogdański und sein „Dziennik podróży z lat
1826 i 1827“ (Tagebuch einer Reise
von 1826 und 1827)**

von Grzegorz Supady

Lange Abende und eisige Temperaturen fördern es, das bislang nicht Gelesene nachzuholen. Manchmal kann es ein Versäumnis sein, das einen schon ziemlich lange quält, wie im Fall des „Dziennik podróży z lat 1826 i 1827“ von Henryk Bogdański (1804–1887), einem in der Nähe von Przemyśl geborenen Juristen.

Im Sommer 1826 beschlossen Bogdański und sein Freund Franciszek Zabłocki, zu Fuß von Wien nach Griechenland zu ziehen, um für die Unabhängigkeit dieses Landes zu kämpfen. Die Expedition, die vom Motto „Um eines Pfades willen verlass den Hauptweg nicht“ geleitet wurde, scheiterte leider, hauptsächlich wegen des Mangels an materiellen Ressourcen jener zunächst so entschlossenen Wanderer.

Am Ende gelang es ihnen nur, die Hafenstädte Fiume (Rijeka) und Triest zu erreichen. Dann entschieden sich die beiden Wandersmänner zurückzukehren, diesmal jedoch nicht nach Wien, sondern nachdem im Aufschwung begriffenen Pest. Trotz verschiedener, oft sehr unangenehmer Erfahrungen und Unannehmlichkeiten, die mit der strapaziösen Reise einhergingen, führte Bogdański ständig Notizen,

die er am Ende seines Lebens ins Reine schrieb. Dabei bemühte er sich, den ursprünglichen Klang so gut wie möglich zu bewahren. In Bogdańskis Aufzeichnungen gibt es praktisch keine Hinweise auf Themen rund um Ermland, Masuren oder (Ost-)Preußen. Wie man weiß, wurden Przemyśl und Galizien nach den Teilungen Polens Österreich zugeschlagen, sodass Bogdańskis Gedanken eher auf den Süden gerichtet waren, also auf die Ländereien, die der von Wien aus regierten Monarchie angehörten.

Dennoch gibt es unter seinen Bemerkungen zwei winzige Hinweise, die sich indirekt auf unsere Region beziehen. Beim ersten davon handelt es sich um den Vergleich des Reisenden zum äußeren Erscheinungsbild der Menschen, denen er begegnete (meist waren es Dorfbewohner) mit den „Masuren“. Natürlich ging es dabei um die Bevölkerung Masowiens, nicht um die polnisch stämmigen Ansiedler in Preußen aus dem 16. Jahrhundert. Die andere Anknüpfung betrifft einen von Bogdański in der aufstrebenden Donaumetropole Pest getroffenen Pfarrer aus Danzig, der allerdings nicht namentlich erwähnt wurde. Er war ein Geistlicher, der damals ins ungarische Gebiet kam, um dort eine vakante Stelle in einer evangelischen Gemeinde zu übernehmen. Der aus weiten Pommern stammende Pastor fühlte sich selbst als Pole und sprach gut Polnisch. Er war sehr sensibel für die Fragen der Selbstbestimmung einzelner Nationen, daher unterstützte er von ganzem Herzen die Freiheitsstreben des griechischen Volkes.

Trotz des Verlaufs zweier Jahrhunderte seit ihrer Entstehung beeindrucken Bogdańskis Erinnerungen noch heute mit ihrer Aufrichtigkeit und zeugen von einem außergewöhnlichen Beobachtungssinn

ihres Verfassers. Aus heutiger Sicht würden aber viele seiner scharfen Bemerkungen zweifellos als politisch inkorrekt gelten.

Bogdański äußerte sich nämlich oft und gerne kritisch über verschiedene Nationen, während er gleichmäßig Hiebe verteilte. So wurden der Reihe nach alle Volksgruppen: Ungarn, Kroaten, Deutsche, Österreicher, Italiener, Türken, Griechen, Juden und Zigeuner nicht verschont.

Nur zwei Beispiele: „Die Griechen gehören durch ihre Bräuche und ihre gesamte nationale Haltung eher zu Asien als zu Europa“ (S. 199), „Die Kriegernation der Ungarn, die im Mittelalter in dieses Land gezogen war, eroberte und bewohnte die schönen Ebenen und die fruchtbarsten Umgebungen und trieb die einheimische Bevölkerung, d.h. die Slawen, in die Berge, wo die Natur weniger großzügig ist. Deswegen machten die Magyaren ihre Nachbarn unterwürfig und stellten Krieg und Streit über den inneren Frieden (...) Die beiden Nationen haben sich bisher gehasst, sie sprechen nur mit Verachtung voneinander“ (S. 222).

Aus heutiger Sicht führt die hier dargebrachte Meinung übrigens zu einer wenig entdeckterischen Schlussfolgerung, und zwar der, dass friedliches Zusammenleben zwischen Nachbarvölkern keine leichte Aufgabenstellung ist, wie die anhaltenden Unruhen auf dem Balkan in den folgenden Jahrzehnten zeigen sollen. Nicht ohne Grund wurde diese Gegend seiner Zeit als Pulverfass bezeichnet.

Was meine Aufmerksamkeit ebenfalls erregte, war die außergewöhnliche Aufrichtigkeit und Lebendigkeit der Beschreibung der Menschen und Orte, denen der Autor begegnete. So stellte Bogdański

zum Beispiel Triest dar, eine Stadt, deren Golfeinst Alexander Humboldt (neben den Buchten von Danzig und Konstantinopel) so sehr verzauberte, woran heute eine in Danzig angebrachte Tafel am Tor zur Frauengasse erinnert:

„Triest, von Felsen und Meer beengt, hat keinen Ausdehnungsraum – die Stadt ist also nicht groß, aber schön – und liegt in einer interessanten Gegend. Die schlanke Fläche der Meeresebene, gefüllt mit hohen Mietshäusern von drei, vier oder sogar fünf Stockwerken, ist eine Stadt, die offenbar überquellend von Bewohnern wächst, weil sie sich nicht ausdehnen kann. Es sind hier keine großen Plätze zu sehen, denn sie wären eine Verschwendung einer günstigen Ebene, entgegen dem Kaufmannsgeist des Profits, nur einige Straßenenden werden als Plätze bezeichnet.

Die Düntheit der Stadt erlaubt es den Vororten nicht, angenehme und begehrte Unterkünfte vor dem Trubel der Stadt zu bilden – nur anständige Häuser mit mühsam angelegten Gärten, die auf den Felsen verstreut sind, und saubere kleine Dörfer auf den nahegelegenen Bergen begleiten die einsame Stadt.

Die Straßen sind gleichmäßig, breit, sauber und wunderschön angelegt, verschwinden an einem Ende ins Meer und am anderen bis zum Felsen, durchquert von ähnlichen Straßen, bilden ein schönes Schachbrett. Der Pflaster, dicht aus zwei Fuß hohen Steinen angelegt, gleichmäßig und glatt in einem Viereck bearbeitet, ist sauber gepflegt, der im unteren Teil der Stadt täglich von der Flut des Meeres gespült wird“ (S. 118–119).

Die unermüdlichen Wanderer hatten das Meer selbst bereits in Fiume (Rijeka) gesehen, was Bogdański wie folgt kommentierte:

„Das Meer! Sein Anblick machte einen seltsamen Eindruck auf uns. Das Herz begann härter zu schlagen, und das Gesicht, voller Feuer und Unsicherheit, funkelte vor Flamme – doch der reglos, angespannte Blick in diese Richtung wurde von einem höheren Berg unterbrochen“ (S. 103).

Abschließend möchte ich es unterstreichen, dass es sich mitunter lohnt, scheinbar abgestaubte Studien zu untersuchen, um mehr über die Gegenwart zu erfahren und die Erfahrungen unserer Vorfahren mit unserer eigenen Weltsicht zu konfrontieren.

Meine Serie über bedeutende Künstler/Persönlichkeiten aus Lyck, dort geboren und/oder anderweitig erfolgreich.

Heute der einer jüdischen Familie aus Lyck stammende

David Salomon Magnus

David Salomon Magnus war ein aus Ostpreußen zugewandter Ingenieur, Maschinenfabrikant und vermutlich erster Vertreter seiner Profession in Leipzig, der einem jüdischen Glaubensbekenntnis anhing. Herausragende Anerkennung fand er schon ,zu Lebzeiten als jahrzehntelanges Mitglied und späterer Vorsteher der Israelitischen Religionsgemeinde Leipzigs. —

Geboren wurde Magnus in der ostpreußischen Stadt Lyck im Nordosten des heutigen Polen wahrscheinlich als Sohn eines erfolgreichen Textilkaufmanns. Hier dürfte er seine Kindheit und frühe Jugend verbracht haben, bevor er ab Mai 1851 überwiegend im nahen Königsberg (russ. Kaliningrad) lebte. Magnus folgte nicht dem beruflichen Vorbild seines Vaters, sondern absolvierte ein Ingenieursstudium, dem sich von Juli 1861 bis September 1863 eine längere Ausbildungsreise in Fabriken Englands und Frankreichs anschloss. Mit 27 Jahren kam Magnus im Herbst 1863 nach Leipzig, wo er erklärtermaßen seine dauerhafte Niederlassung anstrebte. Attraktiv machte er diesen Plan gegenüber ‘den Behörden nicht zuletzt durch Verweis auf sein Vermögen, das er auch nutzte, um die bedeutende Landmaschinenfabrik des Agrarwissenschaftlers Wilhelm—y-QL—Hamm in Eutntzsgb zu erwerben.

Der Kauf ging offenbar ohne Probleme vonstatten, im April 1864 gab Magnus an, neben der Anzahlung für das Grundstück bereits 4.000 Taler in Landmaschinen und Werkzeuge investiert zu haben. Bei seinem Antrag, Bürger Sachsens und Leipzigs zu werden, konnte Magnus auf den Rückhalt des Stadtrats und vieler Stadtverordneter zählen. Diese bescheinigten dem aufstrebenden Unternehmer, dass

er alle erforderlichen Nachweise habe vorlegen können und auch sonst keine Bedenken vorhanden seien. Im Mai 1864 erhielt Magnus das ersehnte Leipziger Bürgerrecht und richtete am Brühl im Zentrum der Stadt ein Büro für seine Eutritzscher Fabrik ein. Diese stellte nach wie vor landwirtschaftliche Maschinen, Eisengusserzeugnisse und bäuerliche Hilfsmittel her. Bald jedoch spezialisierte sich die Produktion auf Schieber, Hydranten, Ventile und Wasserhähne.

Hintergrund war der Bau eines industriellen Wasserwerks in Eutritzsch 1866, das einen enormen Bedarf an diesen Bauteilen entstehen ließ. Zudem verließen Magnus' Fabrik, die 1871 Arbeit für 38 Menschen bot, auch Leitungsarmaturen, Konsolen, Wandarme, Fenster, Gitter, Säulen, Träger und ähnliche Teile, die im Bauhandwerk nachgefragt waren

Mit seiner geglückten Etablierung schien sich der inzwischen über 30-jährige Magnus zunehmend auch dem Privatleben und der eigenen Frömmigkeit zu widmen:

Der im damals noch nicht eingemeindeten Dorf Eutritzsch wohnende Magnus gehörte mit der im gleichen Jahr reformierten Gemeindeordnung obligatorisch der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig an. Magnus war seit 1869 Vater eines Mädchens, eine weitere Tochter verstarb tragischer Weise im Februar 1879 ohne Vergabe eines Namens drei Tage nach der Geburt.

Seit 1873 zählte Magnus zur Gemeindevertretung, war hier zunächst Verordneten-Ersatzmann, dann selbst einer von 15 Verordneten und rückte nach acht Jahren schließlich in den Gemeindevorstand auf, wo er mit der Sorge für Kultus und Synagoge betraut war.

Magnus' Engagement für die Gemeinde brachte ihm weithin Respekt ein. Zeitgleich kam es zum Bedeutungsverlust seines Unternehmens, das sich einer erstarkenden Konkurrenz in Leipzig gegenüberübersah.

Erschwerend kam der Tod von Magnus' Buchhalter 1895 hinzu, der ihm jahrelang loyal zur Seite gestanden hatte. Spätestens 1898 dürfte Magnus' Zeitpensum ausgefüllt gewesen sein, als er zum Vorsteher der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig gewählt wurde und

es an ihm lag, in einer Zeit von Umbruch und Unruhe souveräne Führungskraft zu beweisen: Die Verdopplung der Gemeindemitglieder bis 1914 verlangte Verwaltungs- und Organisationsgeschick, zumal sowohl Einnahmen als auch Ausgaben auf das etwa Dreifache anstiegen. Obendrein griffen Vorurteile und Antisemitismus in Teilen der Gesellschaft um sich.

Ein starker Zuzug orthodoxer Juden aus Osteuropa, die den liberalisierten Kultus und Religionsunterricht in Leipzig ablehnten, warf zusätzlich neue Herausforderungen auf.

Magnus, der das Stadtbüro seines Betriebs 1905 aufgegeben und 1912 das Eutritzscher Fabrikgrundstück verkauft hatte, begegnete letzterer Situation mit einer Doppelstrategie aus weitgehender Abgrenzung und Minimalzugeständnis.

Um das eher liberal ausgerichtete Profil der Leipziger Gemeinde zu wahren, gestattete der Vorsteher z.B. privaten Religionsunterricht für Kinder orthodoxer Gläubiger abseits der Gemeindeschule, außerdem setzte er sich zugunsten eines orthodoxen Betlokals ein. Weitergehende Maßnahmen für eine Gleichberechtigung orthodoxer Juden ergriff er nicht.

Umfassende Anerkennung erwarb er sich als Vorsteher um das jüdische Friedhofs- und Beerdigungswesen, die würdige Gemeindevertretung nach außen und als Ausschussmitglied des Deutsch-Israelitischen Gemeindebunds. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 führte zu einem Aufschub regulärer Neuwahlen der Gemeinde, sodass auch der inzwischen hochbetagte Magnus kommissarisch im Amt verblieb.

Am 9.11.1915 verstarb er krankheitsbedingt mit 79 Jahren und fand auf dem Israelitischen Friedhöfe an der Berliner Straße im Leipziger Norden seinen letzten Ruheort.

Bestattet wurde er unter großer Anteilnahme neben seiner Ehefrau Sophie, die er um mehr als 15 Jahre überlebt hatte.

In der Rückschau darf man sich Magnus einerseits als bedeutenden, hochgebildeten Unternehmer vorstellen und andererseits in ihm den letzten Gemeindevorsteher sehen, der sich mit Nachdruck um die

weitgehende Isolation orthodoxer Reformgegner

Von assimilierten Juden in Leipzig bemühte, die der liberalen Richtung zu neigten.

Unter seinem Nachfolger erfolgten dagegen Schritte zur Integration der Orthodoxie.

Von der Wertschätzung für Magnus legt seine bis heute erhaltene Grabtafel Zeugnis ab, welche die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig laut Inschrift „Ihrem Vorsteher und Ehrenmitgliede in dankbarer Erinnerung“ gewidmet hat.

Zudem war er schon am 1. I. 1903 mit einer Urkunde anlässlich seines 30-jährigen Jubiläums als Angehöriger der Gemeindevertretung ausgezeichnet worden. Darüber hinaus engagierte sich Magnus als Mitglied des Eutritzscher Gemeinderats und war Vorstandsmitglied der Leipziger Ortskrankenkasse sowie des hiesigen Vereins der Nationalliberalen Partei.

Auch trat er ,als Vorsitzender der Ortsgruppe des Hilfsvereins der deutschen Juden hervor.Für seine Verdienste verlieh ihm 1911 König Friedrich August III. das Ritterkreuz des Albrechtsordens I. Klasse.s.a. Sächsische

Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde,

Reinhard Donder

Zmarła wieloletnia korespondentka DPA w Polsce Renate Marsch-Potocka (1935 – 2026)

Renate Marsch-Potocka urodziła się 21 czerwca 1935 r. w Beeskow, W 1952 jej rodzina przeniosła się z NRD do Berlina Zachodniego. Tam zdała maturę i studiowała prawo na Wolnym Uniwersytecie Berlina. Po studiach wyjechała do Paryża.

Od 1965 roku, z niewielkimi przerwami, była korespondentką DPA (Deutsche Presse-Agentur)

– To był czysty przypadek. Nudziłam się jak mops w centrali w Hamburgu i marzyłam o wyjeździe za granicę. Akurat zwolniło się stanowisko korespondenta w Warszawie. Nikt z bardziej doświadczonych kolegów nie kwapił się do wyjazdu za żelazną kurtynę. Poszłam więc do szefa i powiedziałam: jak nie ma chętnych, to ja pojadę – wspominała. .

– Pierwsze kroki nie były łatwe. Nieznajomość języka polskiego utrudniała pracę dziennikarską. Służba bezpieczeństwa nękała zatrudnianych kolejnych tłumaczy, którzy zmuszani do podpisania zobowiązania o współpracy, rezygnowali. Postanowiłam nauczyć się polskiego, nie miałam jednak czasu na gramatykę – opowiadała

– Powiedziałam nauczycielce, że chcę rozumieć kardynała Stefana Wyszyńskiego i chcę przeczytać „Trybunę Ludu”. Skutki tej mało ambitnej metody odczuwam do dziś – mówiła samokrytycznie, że do dziś jest na bakier z polską gramatyką i nigdy nie pozbyła się silnego niemieckiego akcentu

W latach 1965 – 1989 z trzyletnią przerwą relacjonowała najważ-

niejsze polskie wydarzenia, m.in. uroczystości 1000-lecia chrztu Polski, strajki w Stoczni Gdańskiej i wybory w 1989 roku.

Dom przy Saskiej 7a był swego rodzaju salonem, w którym spotykali się korespondenci niemieckiej telewizji publicznej ARD, radia publicznego i najważniejszych dzienników „Frankfurter Allgemeine Zeitung” i „Sueddeutsche Zeitung”, a także przedstawiciele opozycji, ale i politycy z obozu władzy.

— *Wielkie znaczenie miała dla mnie znajomość z Władkiem Bartoszewskim, która z czasem przerodziła się w przyjaźń. Był chodzącą encyklopedią, stał się moim przewodnikiem po historii Polski, pomógł mi nawiązać kontakty z opozycją* — opowiada Renate Marsch. Stopniowo poznaje najważniejsze postaci opozycji — Jacka Kuronia, Bronisława Geremka i Jana Olszewskiego.

Marsch-Potocka zwróciła na siebie uwagę w czasie stanu wojennego. Organizowane po 13 grudnia 1981 roku co tydzień konferencje prasowe rzecznika rządu Jerzego Urbana Zadawane przez nią w języku polskim spokojnie i bez agresji celne i dociekliwe pytania stawiały nieraz Urbana w niewygodnej sytuacji. Tym bardziej, że konferencje transmitowane były w polskiej telewizji.

— *Nie chciałam prowokować Urbana, to byłoby nieprofesjonalne. Chciałam się po prostu jak najwięcej dowiedzieć. Urban czasami okłamywał nas, nawet się zastanawialiśmy, czy nie bojkotować jego konferencji, ale w końcu zwyciężył realizm. Był interesującym źródłem. Zadaniem dziennikarzy jest zdobywanie informacji, a nie wygłaszanie komentarzy* — wspominała po latach.

W 1995 r. odeszła na wcześniejszą emeryturę i zamieszkała na Mazurach — najpierw w Kosewie, potem w Gałkowie.

— *Dla dziennikarza Polska stała się nudna, stała się normalnym*

krajem. Walka o wolność skończyła się, zaczęła się proza życia, problemy gospodarcze — oceniała.

Na Mazurach zaangażowała się m.in. w upamiętnianie współzałożycielki gazety „Die Zeit” hrabiny Marion Donhoff. W Gałkowie urządziła salon jej poświęcony, w którym odbywały się spotkania z pisarzami, m.in. z Arno Surminkim, angażowała się w działalność mikołajskiego liceum imienia hrabiny.

W roku 1989 r. dostała niemiecką nagrodę dziennikarską im. Theodora Wolffa za artykuł dotyczący utworzenia pierwszego niekomunistycznego rządu w Polsce oraz jego twórcy Tadeusza Mazowieckiego.

W 2013 r. prezydent Bronisław Komorowski nadał jej Krzyż Oficerski Orderu Odrodzenia Polski. W 2019 r. otrzymała Nagrodę im. Biskupa Ignacego Krasickiego za całokształt pracy dziennikarskiej

*Cytaty pochodzą z Artykułu Jacka Lepiarza, a z kolei artykuł powstał w ramach wspólnego cyklu Deutsche Welle i Newsweek Polska. #CzasSolidarności**

Autor, Jacek Lepiarz, był współpracownikiem Renate Marsch w latach 1993-1996. Większość informacji pochodzi z rozmów przeprowadzonych w Berlinie i Gałkowie w latach 2015-2020. Korzystałem – pisze autor artykułu - też z książki Wolfganga Cresemana „Renate Marsch-Potocka. Ein Leben für die deutsch-polnische Versöhnung” (Renate Marsch-Potocka. Życie dla polsko-niemieckiego pojednania”).

Pogrzeb Renate Marsch-Potockiej odbędzie się 7. Marca 2026 w Gałkowie. Więcej informacji w numerze 3/2026 „Masurische Storchenpost”.

Günter Donder (1929 -2025) pisarz, malarz

Jest autorem wspomnień pt. *Moje dzieciństwo na Mazurach w latach 1925-1945* (tytuł oryginału: *i Meine Kindheit in Masuren 1925–1945*). Druga część jego wspomnień : „Dom... i wszystko jest takie inne, a jednak” (tytuł oryginału: „Heimat ... und alles ist so anders doch” to lata 1945 – 1958, okres życia w powojennej Polsce, ukazujące tragiczne wydarzenia lat powojennych.

Po przymusowej ewakuacji rodzina Donderów znalazła schronienie w Nowej Wsi pod Elkiem. W nowej rzeczywistości nauczył się języka polskiego, ukończył technikum mechaniczne, odbył służbę wojskową w polskim wojsku, ożenił się. W 1958 otrzymał pozwolenie na stały wyjazd do RFN. Wraz z żoną i córką wyjechali w lipcu 1958 roku i zamieszkali w Kolonii.

Wspomnienia Dondera są cennym źródłem historycznym i obyczajowym, dokumentującym codzienne życie przedwojennych mieszkańców Mazur.

Günter Donder znany jest również jako malarz. W swojej twórczości plastycznej ukazywał pejzaże Mazur, sceny rodzajowe ilustrujące życie, które znał z młodości.

Jego prace malarskie bywały prezentowane na wystawach o charakterze regionalnym i historycznym, często towarzysząc spotkaniom autorskim poświęconym jego wspomnieniom.

Günter Donder (1929 - 2025)

„Krótkie opowiadania, które napisało życie“

„Wszystko ma swój czas”

W Kolonii padał śnieg. To, że w naszym mieście pojawia się śnieg, nie jest może niczym niezwykłym. Jeśli utrzyma się przez jeden dzień, to niestety na ulicach powoduje jedynie trudności w ruchu i niewiele z tego, co raduje dziecięce serca. Następnego ranka w większości przypadków nie ma już po nim śladu — poza cichymi zakątkami, w których być może się ukrył. Przez cały czas, odkąd mieszkam z rodziną w Kolonii, wiemy, że śnieg utrzymujący się nieco dłużej występuje przeważnie tylko wokół Kolonii, na przykład w Bergisches Land. Tym razem rzeczywiście utrzymał się także w samej Kolonii. Trudno w to uwierzyć, ale ponieważ dołączył do niego mróz, dzieci mogły przez dwa tygodnie oddawać się radości, która dotąd była im niemal całkowicie niedostępna.

Nasze wnuczki z dzielnic, gdzie nie ma „gór” do zjeżdżania, przyjechały więc do nas na obrzeża miasta, aby przynajmniej z nieco wyższych pagórków zjeżdżać w dół na grubych plastikowych torbach. Sanki były dla nich na te bardzo krótkie zjazdy zbyt nieodpowiednie, bo na sankach trwały one tylko sekundy. Na takiej folii, na której mieściło się kilkoro dzieci i na której podczas zjazdu najczęściej wpadało się w wir obrotów, było dużo wrzasku, zwłaszcza gdy zjazd nagle i niezamierzenie odbywał się tyłem. Foliu bowiem prawie nie da się sterować. Dotąd nie wiedziałem, że gruby plastikowy worek może wystarczyć do takiej zabawy.

Często chodziłem z dziećmi na ten stok, przez chwilę przyglądałem się ich radosnej krzątaninie i przy okazji zauważałem piękno szybko znikającego dnia z jego zimowym zachodem słońca. Jako malarza

takie przejścia fascynowały mnie szczególnie. Raz zabrałem ze sobą blok szkicowy i jeden z tych widoków naszkicowałem. Lubię rysować na zewnątrz i w minionych latach robiłem to nawet dość często. Czasem później z takiego ulotnego szkicu powstawał większy obraz olejny lub wykonany inną techniką. Kiedy stałem na wzniesieniu obok rozbawionych dzieci, trzymając blok w ręku, byłem pewien, że z tych kresek, które rzucałem na papier, powstanie z pewnością coś więcej niż tylko zwykły rysunek. Obraz zachodu słońca żyje zasadniczo kolorytem, dlatego musiałem zacząć malować, dopóki mogłem jeszcze pamiętać barwy nieba i chmur. Nie fascynował mnie jednak tylko sam zachód słońca. Przed czerwonym niebem leżały ogródki działkowe. Ich domki ze śniegiem na dachach, które, osadzone w ciemności wielu drzew, zdawały się świecić, a do tego wieżowce na dalekim horyzoncie — wszystko to w szczególny sposób dopełniało czar tego stanu, trwającego tylko krótki czas.

W domu wyciągnąłem pastele i próbowałem z pamięci, przynajmniej w zarysie, skomponować kolorystycznie zaobserwowaną scenę. Do malowania obrazu nie było już wystarczającego światła dziennego. Jednak następnego dnia od razu zabrałem się do pracy i malowałem „za jednym zamachem” dłużej, niż zwykle to robiłem. Czułem wielką radość z obrazu, bo zapowiadał się dobrze. Jeden dzień jednak nie wystarczył, aby go ukończyć, i poprawiałem oraz przemalowywałem niektóre partie raz po raz w kolejnych dniach, aż — moim zdaniem — w przybliżeniu odpowiadał tej jedynej sytuacji.

Wśród malarzy istnieje przestroga: dzieło sztuki nigdy nie jest skończone, trzeba tylko przerwać pracę we właściwym momencie, bo potem może być już tylko gorzej. Przypomniałem sobie tę bardzo

mądrą zasadę, odłożyłem pędzle i powiesiłem obraz — być może nawet we właściwym czasie — na ścianie.

Kiedy skończę malować pejzaż, chętnie, jeśli to możliwe, idę w miejsce, które było motywem, i patrzę, co zrobiłem z tego, co faktycznie tam było, bo malarz nigdy nie może oddać tego, co pokazuje natura. Maluje tylko wrażenie, a własna fantazja zawsze trochę w tym uczestniczy. Tym razem miało mnie spotkać rozczarowanie, nie dlatego, że zbyt wiele z tego, co widziałem, zmieniłem — nie, sytuacja całkowicie odpowiadała charakterowi ogródków działkowych i ich otoczenia. Śnieg jednak w międzyczasie prawie stopniał, niebo było ciężkie od deszczu, zasnute i ponure. Nie było ani czerwieni, ani świecącej pomarańczy w chmurach, wszystko było szare na szarym i sprawiało przygnębiające wrażenie... Oczywiście wiedziałem podczas drogi na to miejsce, że blask tamtego wieczoru pozostał zachowany jedynie w moim wnętrzu — dzięki malowaniu.

„Wszystko ma swój czas” — to była moja pierwsza myśl na tym wzniesieniu, gdzie niedawno nasze wnuczki miały swoją zabawę. Tego zachodu słońca, według naszego rozeznania, nigdy już nie będzie. Był tylko jeden jedyny raz — przez kilka minut, pewnego grudniowego wieczoru tego jednego roku.

Stałem się sędziwym seniorem i trudno mi być smutnym z powodu tego, że coś, co było, nieodwołalnie odpłynęło. Jako dziecko czasem płakałem za właśnie przekwitłym dzikim bzem o jego odurzającym zapachu.

Wszystko ma swój czas — zachód słońca tak samo jak kwitnienie...

Tłumaczenie: AI

Günter Donder - Krótkie wspomnienia

Moja kołyska stała na Pojezierzu Mazurskim w Prusach Wschodnich. Mój dziadek zaprojektował ją dla swoich 13 dzieci z artystycznym zacięciem, a nawet sam ją wykonał. Był wszechstronnie utalentowany, ale nigdy nie dążył do precyzji. Nie było to już widoczne w kołysce, nie tylko z powodu upływającego czasu, ale także dlatego, że wiele dzieci wypróbowało w niej swoje siły. I tak, jako jego czternasty potomek, znalazłem się w tym dziele sztuki.

Z wiekiem, gdy moja zdolność świadomego myślenia i rozumienia się rozwinęła, uświadomiłem sobie, że mój ojciec został wybrany na sołtysa naszej wioski liczącej około 130 mieszkańców, ponieważ obcy ludzie nieustannie przychodzili i odchodzili o każdej porze dnia, a czasem nawet w nocy. W pewnym momencie, być może nietypowo jak na dziecko, zacząłem interesować się tymi ludźmi, którzy w moich oczach prawie zawsze wyglądali na starych, zwłaszcza gdy rozmawiali z moim ojcem o swoich troskach, posługując się swoją ordynarną mazurską gwarą.

Prawie wszyscy mężczyźni nosili wąsy. Te kępki włosów pod nosami były przycięte w tak różny sposób, że mogłem ich po nich rozpoznać. Najprzyjemniejsze chwile spędzałem w zimowe wieczory, kiedy kilku z tych wąsatych mężczyzn zbierało się i każdy na swój własny, niepowtarzalny sposób opowiadał o prawdziwych, a może nawet wymyślonych przygodach.

W pewnym momencie zdałem sobie sprawę, jak można opowiedzieć historię w bardzo prosty, a zarazem wciągający sposób. Z wiekiem

i coraz łatwiej przychodziło mi zapisywanie tego, co widziałem lub słyszałem, próbowałem układać krótkie opowiadania.

Niestety, wojna nie pozostawiła mi niczego z tego. Nie mogła jednak odebrać mi pamięci, więc jako osoba dawno po okresie młodości, spisałam wydarzenia, które wciąż kryły się w zakamarkach mojego umysłu.

Mam nadzieję, że czytelnik doświadczy tej samej radości, którą ja odczuwałam, zapisując te drobne epizody.

„Dla ścieżki nie opuszczaj gościńca”.

Henryk Bogdański i jego „Dziennik podróży z lat 1826 i 1827”

Grzegorz Supady

Długie wieczory i trzaskające mrozy sprzyjają nadrabianiu zaległości w lekturze. Czasem są to całkiem spore zaległości jak w przypadku wydanego niegdyś przez krakowskie Wydawnictwo Literackie „Dziennika podróży z lat 1826 i 1827 Henryka Bogdańskiego (1804-1887), urodzonego pod Przemyślem prawnika i wiecznego rewolucjonisty. Latem 1826 roku Bogdański postanowił wraz ze swoim przyjacielem, Franciszkiem Zabłockim, udać się pieszo z Wiednia do walczącej o niepodległość Grecji. Wyprawa, której przyświecało motto „Dla ścieżki nie opuszczaj gościńca”, zakończyła się niepowodzeniem uwagi na brak posiadania środków materialnych przez tak początkowo zdeterminowanych wędrowców. Ostatecznie zdołali oni dotrzeć tylko do Rijeki (Fiume) i Triestu, a następnie podjęli decyzję o powrocie, z tym, że tym razem dotarli do prężnie rozwijającego się Pesztu, a nie do Wiednia. Mimo różnych, często bardzo przykrych doświadczeń i niedogodności związanych z podróżą Bogdański cały czas prowadził zapiski, które u schyłku życia przepisał na czysto, zachowując w miarę możliwości ich oryginalne brzmienie.

W notatkach Bogdańskiego nie ma w zasadzie nawiązań do tematyki związanej z Warmią, Mazurami czy Prusami (Wschodnimi). Jak wiadomo, Przemyśl z Galicją znalazły się na terenie zaboru austriackiego, dlatego myśli Bogdańskiego ciążyły raczej w kierunku południowym, a więc krain należących do Monarchii zarządzanej z Wiednia. Niemniej jednak wśród jego uwag znajdują się dwa odniesienia, które pośrednio korespondują z naszym regionem. Pierwsze

z nich to wzmianka dotycząca porównania przez wyczulonego podróżnika wyglądu zewnętrznego napotkanych ludzi, zazwyczaj wieśniaków, z „Mazurami”.

Oczywiście chodziło przy tym o ludność Mazowsza, a nie osadników polskich na terenie Prus. Drugi wątek dotyczy pewnego niewymienionego z imienia i nazwiska pastora z Gdańska, z którym Bogdański zetknął się w Peszcie. Był to duchowny, który przybył na teren ówczesnych Węgier w celu objęcia tam wakującej placówki w gminie ewangelickiej. Pastor ów uważał się za Polaka i dobrze mówił po polsku. Był bardzo uwrażliwiony na sprawy dotyczące samostanowienia poszczególnych narodów i dlatego całym sercem popierał dążenia wolnościowe ludności Grecji.

Mimo upływu dwóch wieków od ich powstania zapiski Bogdańskiego zadziwiają szczerością i świadczą o niezwykłym zmyśle obserwacyjnym ich autora. Z dzisiejszego punktu widzenia wiele jego kąśliwych uwag uznano by niewątpliwie za niepoprawne politycznie. Bogdański z lubością wypowiada się mianowicie dość krytycznie o różnych nacjach, przy czym ciosy rozdawał po równo. Dostało się więc Węgrom, Chorwatom, Niemcom, Austriakom, Włochom, Turkom, Grekom, Żydom i Cyganom. Dwa tylko przykłady: „Grecy obyczajami swoimi i całym narodowym usposobieniem należą więcej do Azji niżeli do Europy” (s. 199),

„Wojowniczy naród Madziarów przeszedłszy w średnim wieku do tego kraju, opanował i zamieszkał piękne równiny i najżyźniejsze okolice, a mieszkańców miejscowych, Sławian, wyparł w góry, gdzie przyroda mniej jest hojną, zrobił ich uległymi sobie, a wojnę i zatargi przenosząc nad spokój domowy (...) Te dwa narody dotychczas się nienawidzą, jeden o drugim tylko z pogardą mówi” (s. 222).

Z dzisiejszego punktu widzenia przedstawiona tu opinia prowadzi do niezbyt odkrywczego wniosku, że pokojowe współistnienie między sąsiadującymi ze sobą narodami nie jest sztuką łatwą do opanowania, o czym świadczą choćby ustawiczne niepokoje na Bałkanach w późniejszych dziesięcioleciach. Zresztą nie bez powodu nazywano ten region beczką prochu.

To, co jeszcze zwróciło moją uwagę, to niezwykle sugestywność i plastyczność przedstawionego opisu napotykanych ludzi i miejsc.

Tak Bogdański sportretował na przykład Triest, który zresztą zauroczył też Alexandra Humboldta, o czym przypomina tablica umieszczona w Gdańsku na bramie prowadzącej w stronę ulicy Mariackiej :

„Triest, skałami i morzem ścieśniony, nie ma miejsca rozszerzenia się – miasto więc nie jest duże, ale piękne – i w zajmującej okolicy. Szczupła rozległość nadmorskiej płaszczyzny, wypełnione wysokimi kamienicami o trzech, czterech, a nawet pięciu piętrach, jest miastem, które widocznie przepełnione mieszkańcami, gdy się nie może rozszerzyć, rośnie w górę. Nie zobaczy tu dużych placów, bo te byłyby marnowaniem korzystnej równiny, przeciwnym kupieckiemu duchowi zysku, tylko niektóre zakończenia ulic placami nazywają.

Szczupłość miejska nie dozwala zabudowania się przedmieść, przyjemnych i pożądaných schronień przed gwarem miasta – tylko po skałach porozrzucana porządne domki z mozolnie w skarpy usypanymi ogródkami i czyste niewielkie wioski na bliskich górach towarzyszą samotnemu miastu. Ulice równe, szerokie, czyste i pięknie urządzone, niknące na jednym końcu w morzu, a w drugim docho-

dzące do skały, i w poprzek podobnymi poprzecinane ulicami formują piękną szachownicę. Bruk ułożony szczelnie z kamieni dwustopnej objętości, obrobionych w czworobok równo i gładko, czysto jest utrzymywany, który w niższej części miasta przyływ morza codziennie umywa” (s. 118-119).

Samo morze niezmordowani wędrowcy ujrzeli już w Rijece (Fiume), co Bogdański skomentował tak:

„Morze! Widok jego dziwne na nas zrobił wrażenie; serce zaczęło bić mocniej, a twarz, pełna ognia i niepewności, mieniała się błądź z płomieniem – lecz nieruchomo wyłożony wzrok zwrócony w tę strony przerwała wyższa góra” (s. 103).

Warto zatem zajrzeć czasem do wydawałoby się zwietrzałych już opracowań, aby dowiedzieć się czegoś więcej o współczesności, a doświadczenia naszych przodków skonfrontować z własnym oglądem świata.

Presja światopoglądowej poprawności sprawia, że nie chcemy popełnić żadnego błędu, by na naszym obrazie nie powstała rysa, by nie było na nas haków, by nie trafić do sądu internetowego. To wiszące w powietrzu napięcie ściąga jednostki, które kochają pilnować, karać, lajać, poniżać, prawić.

Z Dorotą Masłowską na temat ostatniej powieści „Magiczna rana” rozmawiała Paulina Reiter

Paulina Reiter: Jaki jesz chleb?

Dorota Masłowska: – Przypadkowy. Ale też nie wymienię nic konkretnego, bo mam zabobonny lęk przed odzieraniem się takimi rzeczami z pozostałości prywatności. No i z takich wyznań wynikają potem nieprzewidziane rzeczy – ludzie będą mi przynosić te chleby na spotkania autorskie itp. ...

Nie jest to chleb powszedni.

– To chleb antypowszedni i sięganie po niego wyraża sięganie po lepsze życie. Które z kolei wydaje się bardzo abstrakcyjne i niedostępne dla ledwie wiążącej koniec z końcem sprzedawczyni. W Warszawie, mieście z drabiną społeczną o bardzo dynamicznych szczeblach, nie brakuje takich paradoksów i zgrzytów. Piekarnia jest więc małym rajem podtapianym przez przykrą rzeczywistość.

Możesz opowiedzieć coś o tej bohaterce, dziewczynie bez zęba, która zostaje zatrudniona w piekarni?

– Ona jest z zupełnie innego, dosłownego świata, świata bez miso i bez marzeń. Je chleb powszedni i walczy o przetrwanie. Właścicielka rzemieślniczej piekarni, z innych zgoła powodów, też jest w trybie przetrwania, i te dwie desperacje spotykają się, kiedy jedna niechętnie zgłasza się do pracy, a druga niechętnie ją zatrudnia. Sposoby życia, ich poziomy, dążenia tych dwóch kobiet są absurdalnie rozbieżne, a jednocześnie zawierają one jakieś przymiery, próbując nie utonąć, jedna ekonomicznie, druga psychicznie. **Pokazujesz, jak kobiety uprzywilejowane udzielają porad kobietom**

nieuprzywilejowanym. Że jak jest w kryzysie, to powinna zadbać o siebie albo pojechać na wycieczkę za granicę. Twoja bohaterka odpowiada, że była w Anglii, na robocie. To zderzenie światów?

– To zderzenie światów, z których jeden jest bardzo realny, brutalny, przyziemny, a w drugim dobiera się i wymyśla sobie tożsamości, rzeźbi w nich, komponuje z nich siebie. W obydwu żyją nieszczęśliwi i zagubieni ludzie.

To też zderzenie języków?– Sposób mówienia stwarza nas, zakreśla nasz horyzont. Ale moje bohaterki mówią tymi samymi słowami o zupełnie różnych rzeczach. **Albo na odwrót: mówią o tych samych rzeczach, ale innymi słowami. Przepaść jest kolosalna. Pokazujesz, jak część ludzi nie załapała się na transformację, nie tylko ustrojową, ekonomiczną, ale też językową.**– Albo ta druga, progresywna część załapała się na transformację językową za bardzo? I słowa podryfowały jej w stronę nowomowy, pustki, znaczeń bez pokrycia? To ciekawa kwestia, podobnie jak z jedzeniem, które jeszcze chwilę temu było takie samo dla wszystkich, a teraz jest go taka różnorodność, że można skomponować z niego swoją indywidualność. I tak jak wspólny posiłek jest już niemożliwy, bo każdy wyklucza inny składnik, tak i język nie jest już narzędziem porozumienia, ale ekspresji siebie.

Chociaż sędzę, że język jest materią bardziej odruchową, niepodlegającą do końca refleksji i decyzji, czymś, co w dużej mierze „mówi nami”. Nieświadomie zarażamy się różnymi tendencjami, pojęciami, kliszami, akcentami. W mojej powieści staram się pokazać taki język zainfekowany sztucznymi konstrukcjami, pokazać, jak tracimy w nim siebie i zdolność nazywania swojej osobistej prawdy.

Urodziłam się w 1975 roku i dość mocno mam wpojony język, w którym mówiono na przykład, że ktoś jest nienormalny, a nie, że jest w spektrum, i tym podobne. Znam to gryzienie się w język, które opisujesz, bo chciałaś powiedzieć prostytutka, ale przypominasz sobie, że

dzisiaj mówi się pracownica seksualna.

– To mnie bardzo interesuje. Bo zobacz, jak szybko ta poprawność polityczna, wysokie równościowe standardy stały się źródłem poczucia wyższości i narzędziami przemocy. Buldożerem do rozjeżdżania tych, którzy nie nadążają, patrzą wstecz, usiłują bronić starych rozpadających się światów, powoływać jeszcze na zdrowy rozsądek.

Mimo że intencje są czyste, bo przecież chodzi o to, by zmieniać rzeczywistość za pomocą tego języka na sympatyczniejsze miejsce do życia.

– To niesamowite, jak ta chęć zmieniania na lepsze może mieć w sobie całkiem spore pokłady przemocy i pogardy. Ekscytuje mnie, jak często niewydarzone i wyniosłe są te nasze pozytywne praktyki. To, co powiedziałaś o prostytutce, to cytata z rozdziału „Malaya”, którego bohater wyczuł, że można zaznać pewnej ożywczej wyższości poprzez używanie tych nowoczesnych określeń. I mimo że jego język podpowiada mu słowa pogardliwe i przemocowe, bo on sam nadal myśli przemocowo, to dumnie posługuje się nowymi kategoriami „Jestem zwolenniczką pozytywnych praktyk językowych, bo sama ta próba upilnowania swojego języka rozszerza naszą wrażliwość, kieruje świat ku lepszemu. Ale to jest takie „fake it till you make it”, i ten moment, w którym jesteśmy teraz, raczej jeszcze po stronie „fake it”, jest kryzysem. Sprzyjają temu bardzo media społecznościowe, które stały się podstawową platformą naszych deklaracji światopoglądowych, często życzeniowych. Kreujemy w nich swój hagiograficzny wizerunek, idealny autoportret. Ale niekoniecznie pokrywa się on z realiami, w których jesteśmy słabymi ludźmi w cynicznym, brutalizującym się świecie. Presja światopoglądowej poprawności sprawia, że nie chcemy popełnić żadnego błędu, by na naszym obrazie nie powstała rysa, by nie było na nas haków, by nie trafić do sądu internetowego. To wiążące w powietrzu napięcie ściąga jednostki, które kochają pilnować, karać, łajać, poniżać, prawić. Wykrystalizowała się już kasta

samozwańczych księży i strażników tego internetowego kościoła. **Tę wojnę światów widzieliśmy w dyskusji o tym, czy pies zdycha, czy umiera, którą wywołała wypowiedź profesora Bralczyka. Moje serce jest po stronie nowego porządku, mówienia, że pies umarł, ale pół życia mówiłam, że zdechl, i rozumiem, dlaczego wiele osób tak nadal mówi – umierali przecież tylko ludzie.**

– Chyba wszyscy mamy na tyle osobistej wolności, żeby mówić, jak chcemy, na śmierć zwierzęcia, natomiast mnie fascynuje samosąd na nieszczęsnym profesorze, który próbuje bronić resztek starego świata i starych relacji między językiem, ludźmi, zwierzętami, przedmiotami i zjawiskami. To kwestia pewnej filozofii, a ludzie reagują najbardziej sprawczą w tej chwili figurą życia społecznego, czyli linczem. Ta euforia włóczenia autorytetu za końmi jest dla mnie emblematyczna. I te kolejne osoby, które muszą wyrazić od nowa swoje osobiste oburzenie: „ja! ja powiem, czemu on nie ma racji”, i na tym rosną. To mnie fascynuje i odraża. – Teraz, gdy rozmawiamy, czuję mocno, że moja książka opisuje naszą codzienną wojnę światów. Całe połączenie rzeczywistości, całe połączenie tego miasta są już unetflixowane, zgentryfikowane, oferują paletę ustandaryzowanych usług w każdym aspekcie naszego istnienia – niemalże witryna w witrynę zapraszają nas sieciówki terapeutyczne, sieciówki z medycyną estetyczną, sieciówki stomatologiczne, siłownie, barberzy, stylistki paznokci. W ramach ich oferty możemy kreować najlepsze ustandaryzowane wersje siebie. O ile jeszcze stosunkowo niedawno gloryfikowaliśmy indywidualność i niepowtarzalność, o tyle w tej chwili poszukujemy indywidualności, ale zdeindywidualizowanej, sieciowej. Makijaże, stylówki, pomysły na siebie czerpie się z instagramowych trendów. Koszulki z Nirvaną leżą na hałdzie w H&M. W krajobrazie miasta widać watahy podobnie wyglądających osób, które podejmują się wyrażenia jakiejś swojej indywidualności, ale asekuracyjnie, w grupie. Czasem się nad tym zastanawiam

i myślę, że to zdejmuję z człowieka i ciężar przeciętności, szarości, i ryzyko bycia odmiennym, niezaakceptowanym, dziwadłem. **Twoja bohaterka nie ma zęba, co jest bardzo fizycznym dowodem na to, że nie pasuje do nowoczesnego świata, w którym powinno się mieć idealne, białe zęby. Jak to możliwe, że urządziliśmy świat tak, że mamy rzemieślnicze piekarnie, a nie zadbaliliśmy o to, by wszyscy ludzie mieli dostęp do stomatologa?**

- Moja bohaterka walczy o siebie na dużo bardziej podstawowym poziomie. Do swojego braku zęba ma dość przytomny stosunek, ale widzi perfekcyjne, ortodontycznie dopieszczone garnitury swoich rówieśników i wie, że jest inna. Musi to przełknąć razem z pozostałymi przykrościami, by przetrwać. W krajobrazie miasta widać watahy podobnie wyglądających osób, które podejmują się wyrażenia jakiejś swojej indywidualności, ale asekuracyjnie, w grupie. Czasem się nad tym zastanawiam i myślę, że to zdejmuję z człowieka i ciężar przeciętności, szarości, i ryzyko bycia odmiennym, niezaakceptowanym, dziwadłem. Moja bohaterka walczy o siebie na dużo bardziej podstawowym poziomie. Do swojego braku zęba ma dość przytomny stosunek, ale widzi perfekcyjne, ortodontycznie dopieszczone garnitury swoich rówieśników i wie, że jest inna. Musi to przełknąć razem z pozostałymi przykrościami, by przetrwać. **Na te wyższe szczeble doczłapała się jednak dość niewielka grupa ludzi, a reszta jest w trybie przetrwania. Tak to widzisz, że jesteśmy w ciągłym awansie, na dorobku? Czy uważasz, że jesteśmy w tym miejscu, o którym marzyliśmy?**
– Nie chciałabym tego oceniać, bo sądzę, że żyjąc w Warszawie, doświadczają się zafałszowanego obrazu rzeczywistości. Tutaj warstwa bogactwa jest dużo większa i dużo bardziej widoczna. Można w obrębie dzielnicy stykać się wyłącznie z ludźmi, którzy żyją w dość fajny i beztroski sposób. Ale są też takie miejsca, które są sejmikami nędzarzy, osób z całym osobistym majątkiem w siatce czy wózku

dziecięcym, ludzi, którzy metabolizują odpady. Jak każde wielkie miasto Warszawa to miejscami pornograficzne przenikanie się nędzy z bogactwem. Bezprecedensowy dobrobyt, w którym żyjemy, jest niezbalansowany, nieoczywisty, mocno dziurawy. Poziom życia na pewno się bardzo zmienił i zróżnicował, oblicza niebogactwa też są nieoczywiste. Mnie ciekawe socjologicznie wydaje się na przykład to, że często ludzie mają pieniądze i przedmioty, ale i tak nadal są biedni, bo bieda jest też uwarunkowaniem, wdrukiem, mentalnością. Pieniądze i przedmioty, ciuchy, telefony, gadżety czasem nie mają mocy jej odczytać, a wręcz ją nakręcają

Inna bohaterka z tej książki to Zoldana, która pochodzi z Bałkanów, dostała stypendium literackie w Szwajcarii. Gdy czytałam o niej, przypomniało mi się, jak jakieś 20 lat temu, wyjeżdżając na Zachód, miałam nie tylko poczucie inności, ale i wstydu – że jestem gorsza, biedniejsza. I tego doświadcza też Zoldana?

– Tak. Pisałam tę książkę w Szwajcarii, która jest bardzo specyficznym krajem. Dużo myślałam o tym, co się dzieje ze mną w obliczu tej bardzo ustabilizowanej rzeczywistości, wobec której nasza sytuacja materialna wydaje się taka nowa, nerwowa, niepewna. Ten świat dobrobytu odwiecznego, ugruntowanego jest bardzo gościnny, bardzo do pewnego momentu przyjazny, ale też bywa obcy, obojętny, nieprzenikniony. Trudno do końca go dotknąć, doświadczyć; tak jakby od czasu do czasu wpadało się na szybę, której nie można sforsować. Nie ma też w niej tego marginesu bałaganu i fermentu, który u nas jest bardzo szeroki i żywy; toczy się na nim równoległa rzeczywistość. A tam udało się ukrócić gnienie, zniszczenie, entropię. Ta antyseptyczność wydawała mi się chwilami nudna, antytwórcza...

Łatwo tam popełnić straszliwe zbrodnie. Ktoś wrzucił buty do kosza na odpady bio!

– Tak, to akurat też historia oparta na faktach – wzięła się właśnie z doświadczenia poczucia własnej nieadekwatności. Nie tyle

kompleksów, ile świadomości, że jestem z innej rzeczywistości, gdzie egzystencja układa się inaczej, nawet względem rzeczy takich jak śmieci. Myślę, że sumę tych zgrzytów i samotności, których doświadczałam na tej rezydencji, wcisnęłam Zoldanie. **Czy trudno było ci napisać tę książkę? Czy już ci się słowa kotłowały w głowie i chciały wydostać i wiedziałaś, co chcesz pisać?**

– Powstanie tej książki było dla mnie samej bardzo zaskakujące, bo byłam wcześniej na paru rezydencjach i miałam przekonanie graniczące z pewnością, że to są takie abstrakcyjne okoliczności, bez kontaktu z żywą rzeczywistością, w których nie potrafię w ogóle pracować. Ale siedziałam tam i siedziałam, chodziłam i jeździłam pociągami, i w pewnym momencie okazało się, że ta monotonia mnie rozsadza, moje życie wewnętrzne zaczyna mnie rozsadzać. I pewnego dnia zaczęłam po prostu, niemal wbrew sobie, pisać. Od dłuższego czasu Antonia Lloyd-Jones, tłumaczka, dopytywała mnie, czy mam jakieś opowiadanie do antologii, którą akurat komponowała. Ja nigdy nie pisałam opowiadań, wydawało mi się, że to jest jakaś niepełna forma literacka, zresztą dość nieobecna w polskiej literaturze, niedowartościowana. Więc pomyślałam, że napiszę dla niej to opowiadanie...

Które to było opowiadanie?

– To otwierająca historia – „Wyspy”. Zaczęłam pisać i poczułam, że jest w tym jakaś energia, coś niezwykłego, co żyje, wciąga. Zaczęłam nad tym siedzieć całymi dniami, ale nie mogę powiedzieć, że to była łatwa praca, bo czułam, że to, co robię, jest inne, nowe dla mnie, błędę, nie czuję się pewnie. Język był prawie normalny, ale ciągle odskakujący w jakieś sztuczne rejestry, pustosłowia...

Po pierwszym opowiadaniu pomyślaś, że możesz pójść dalej i napisać kolejne? – Nie. Ludzie, którzy mi wyszli z „Wysp”, wydali mi się na tyle realni, wyraziści, że od razu wyczułam, że będzie z tego powieść. Potem to nagle zaczęło zbaczać w nieoczekiwane fantastyczne strony, już poza realizm. Wyrósł z

tęgo świat gasnący, umierający, zawieszony w jakimś limbo. **Tych ludzi, twoich bohaterów, łączy to, że stracili grunt pod nogami, wypadli za burtę i toną.**

– Toną, ale nie do końca: są w zawieszeniu, w pół życia, pół śmierci. Wydał mi się ten stan wcale nierzadki dla tych czasów, czasem mam wrażenie, że wszyscy tkwimy w jakichś komach. **Trochę też straciliśmy własny język, nie umiemy już nazywać spraw po polsku. Mówimy ghosting, negging, na różne zjawiska psychologiczne. Twoja bohaterka mówi, że zaprasza na housewarming party i nie może sobie przypomnieć, że to parapetówka – słowo do niedawna bardzo znajome** – Może o tym też jest ta książka – o wielkiej wieży Babel pojęć, języków, postaw. O tym, że nie umiemy sobie poradzić z tempem zmian, z tym, że rzeczywistość się rozwija w nieoczekiwane dla nas strony, z tym, jak bardzo jej już nie rozumiemy. Nie możemy dłużej korzystać z puli przyzwyczajęń, automatów, tradycji, z tego, co mówiła nam mama, i musimy ciągle wymyślać sposoby radzenia sobie od nowa. I siłą rzeczy czerpiemy garściami z takich trików mentalnych, jak: „jestem wdzięczna za...”. Myślę, że dokładają się też do tego polityczna poprawność, autocenzura, lęk przed czymś, co zdemaskuje nas jako przemocowców, predatorów seksualnych i słabe, zdezorientowane jednostki. To powoduje zafałszowanie naszych języków. No i – może to będzie dziwne, co powiem – też seriale. Uważam, że gdyby nie one, język nie zmieniałby się tak szybko. Ale jeśli pochłaniamy w takiej wieczornej półhipnozie wiele odcinków, to sami nie wiemy, kiedy do głowy zaczynają w odruchu przychodzić nam jakieś angielskie skróty myślowe. Uważam, że to zubaża, bo tracimy zdolność nazywania swoich emocji, stanów, niuansowania ich, precyzowania. Dla mnie to jest bardzo ważne, bo jestem przekonana, że ubóstwo języka powoduje ubóstwo wyobraźni i przeżycia...

To świadectwo naszego lenistwa językowego?

– Inercji, ale też czegoś, co wyrażam w opowieści o parapetówce, postawy „nie jestem żadną Polką, nie wciągajcie mnie w to”. W maju byłam w Hamburgu na sympozjum pisarzy europejskich, gdzie intensywnie dyskutowaliśmy o gwałtownych zmianach, które zachodzą teraz w kulturze, co one oznaczają dla literatury. Zwróciłam uwagę na problem anglicyzacji małych języków, takich jak polski, oczywiście Brytyjczycy czy Niemcy nie rozumieją, dlaczego to niepokojące, że język polski anglicyzuje się w tak nieobliczalny sposób

To rodzaj kolonizacji?– Tak sądzę. Nie spotkałam się z jakimś wielkim zrozumieniem, ale z drugiej strony mój hiszpański tłumacz pytał, dlaczego „Magiczna rana” jest tak bardzo naszpikowana anglicyzmami. Język to organizm żywo reagujący na rzeczywistość, uważam jednak, że przez te zmiany nie myślimy, niestety, swoich myśli, tracimy sami ze sobą kontakt. Jako fanka języka jako narzędzia poznania twierdzę, że trzeba o niego na swój sposób dbać, bo bardzo wiele w naszym życiu zależy od tego, co jak nazywamy.

Tekst pochodzi z magazynu

„Wysokie Obcasy Extra” nr 9(147)/2024I

Styczeń - nazwa, podobnie jak i pozostałych miesięcy (z wyjątkiem marca i maja), pochodzi od charakterystycznych cech, związanych z przyrodą. Nazwa miesiąca (według Aleksandra Brücknera) pochodzi od słowa „tyki”, które w tym czasie sporządzali gospodarze. Nazwa może też pochodzić od „styku” - miesiąc ten występuje na przełomie roku.

Styczeń jest najzimniejszym miesiącem w Polsce, jedną z jego staropolskich nazw był „ledzień” - od lodu, którego zwykle o tej porze roku nie brakowało. Choć w ostatnich latach nie notowaliśmy w naszym kraju charakterystycznych dla tego miesiąca mrozów i śniegów, to jednak w historii styczeń bardzo często dawał się nam mocno we znaki. Obok grudnia styczeń jest najciemniejszym i najzimniejszym miesiącem roku na półkuli północnej, na półkuli południowej jest lato.

Pogoda jest nieubłaganie szara, mokra i zimna. Ciemne poranki utrudniają wstawanie z łóżka, a sam miesiąc wydaje się nie mieć końca. 1 stycznia to Nowy Rok, czas podsumowań i noworocznych postanowień. Okres, w którym ludzie podejmują decyzje o zmianach w swoim życiu. Nowy Rok, symbolizuje nowy początek i postanowienia. To czas refleksji i wyznaczania celów na nadchodzący rok. To doskonały moment, aby przyjrzeć się swoim marzeniom i zastanowić się, jak krok po kroku zbliżyć się do ich realizacji.

Ciekawostki:

2 stycznia 1839 roku Francuz Louis Daguerre zrobił pierwsze zdjęcie Księżycy, **10 stycznia 1863 roku** w Londynie otwarto pierwszą na świecie linię metra. Wagony ciągnęły lokomotywy parowe **15 stycznia 2001 roku** powstała Wikipedia.

Antoni Lange

„Zima”

Niby potoki łoż zamarzniętych,
Po niebie lila jasno-bładem,
Na srebrnych żaglach rozwiniętych,
Maleńkie chmurki płyną stadem.
Lodowym blaskiem gwiazd promienie
Skrzą się nad pola śnieżno-białe
I rozlewają w krąg milczenie
Melancholijne, oniemiałe.
I jakiś pokój dziwnie błogi
Ogarnął śnieżne mgły srebrzyste;
Na senne chaty, pola, drogi
Milczenie padło uroczyste.
I zamilkł wiatr, ucichły szумы
Korony topól szkieletowej;
Marzenia pełne i zadumy
W błękity patrzą nieme sowy.
I tylko z dala niespokojne
Słyszać huczenie, śmig wiatraka;
I duch ze sobą toczy wojnę
I w nim, wśród ciszy, wrzawa taka.

<https://nadwyraz.com/blog-wiersze-o-zimie>

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 69964

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku

Dorota Masłowska



Magiczna rana

KARAKTER

IM PARADIES
ROMAN



**DOROTA
MASŁOWSKA**

Buchumschläge der poln. Originalausgabe und der dt. Übersetzung von „MAGICZNA RANA“ (Im Paradies) von Dorota Masłowska, Wydawnictwo Karakter, Rowohlt Berlin, fot. © Arkadiusz Łuba

S.17,49



Dorota Masłowska (links) und ihr Übersetzer Olaf Kühl im Polnischen Institut Berlin bei der deutschsprachigen Premiere ihres neusten Buches, fot. © Arkadiusz Łuba/ Dorota Masłowska i tłumacz jej książki Olaf Kühl S. 17, 49